

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

8) Von Maria Konopnica.

Stamm war Ganka eingetreten, noch hatte sie den Mund nicht aufgethan, als die Schlächterfrau von dem Sessel, auf dem sie, aus einem Riesentopfe Kaffee trinkend, ruhte, aufsprang und mit geballten Fäusten sich auf das Mädchen stürzte.

„Ach, Du Diebin!“ brüllte sie, „Du Herumtreiberin. Pack Dich fort zu Deiner Hölterin, zu Deiner Beschützerin! Hier hast Du nichts zu suchen! Du!...“

Es wäre unmöglich, das ganze Schimpfrepertoire der ehrfamen Frau Kolasinska wiederzugeben. Es war sehr reichhaltig und mannigfaltig, sowohl an originellen Wendungen, wie auch an Entlehnungen aus andern, in dieser Beziehung reich versehenen Sprachen. Und mit einer Gelandtheit und Schnelligkeit wurde es vorgetragen, daß sich Ganka in ein paar Sekunden wieder vor der Thüre befand, hinausgestoßen, mit einer Flut von Schimpfreden übergossen, windweich geschlagen; Frau Kolasinska aber kehrte zu ihrem Kaffeetopf zurück und stammelte mit vollgestopfter Munde den Rest ihrer Flüche, atmete wie ein Blasebalg und schüttelte drohend die geballten Fäuste gegen die Thüre. So sendet ein Ungewitter, wenn es vorübergezogen, seine letzten Blitze hernieder, unendlich zwischen den zerrissenen Wolken aufstimmend.

Eine Weile stand das Mädchen vor der Thüre, bekümbt, erschrocken und rüchtete sich die zerzausten Kleider zurecht. Ihre Kniee bebten, ein Pfeifen und Säusen erfüllte ihre Ohren. Leute gingen vorüber und stießen sie an, sie fühlte es nicht und blickte nur starr vor sich hin. Sie fing an zu begreifen, daß sie in der Stadt keinen Dienst finden würde. Es schien ihr, daß durch dieses Pfeifen, das ihre Ohren erfüllte, deutlich die Stimme der Dambłowa zu ihr sprach, und dann Kaliks Stimme, und viele andre Stimmen, die ihr wie ein Wind im Kopfe sausten. Ein instinktiver Trieb drängte sie von der Stelle weg. Sie brach auf und ging wieder herum, ohne zu wissen wohin, oder wozu, nur in dem Gefühl, daß eine schwere harte Hand sie immer weiter und weiter stieß und sie zugleich immer tiefer zur Erde drückte. Im Gefühl dieses Drucks zog sie den Kopf zwischen die Schultern und schleppte die Beine immer langsam vorwärts, bis sie gänzlich erschöpft hinter einem Baum zusammenbrach, der ein Kartoffelfeld einfaßte. Unweit, auf einer Anhöhe klapperte eine Windmühle eintönig, und ihre Flügel warfen bewegliche Schatten auf den gelben Sand. Schon wurden die Schatten immer kleiner und kündeten die Mittagsstunde an, die heiß und sengend herannahte. Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle, sondern umklammerte die Arie mit den Armen und sah da, zusammengekauert, mit geschlossenen Augen. Aber unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen und dem Geklapper der Mühle lösten sich die Hände von einander und sausten herab, die Beine streckten sich gerade und das Haupt sank auf die Brust nieder.

Sie hatte kaum einen Augenblick geschlummert, als sie das Wellen eines Hundes wahrte, dem der Müller Fabich folgte, in aufgedröpfter Weste und mit dem kurzen Pfeifchen im Munde. Schon von dem Balkon seiner Windmühle hatte er wahrgenommen, daß jemand auf seinem Felde herumzuschlenderte, und er hatte mehrere energische Donnerwetter der hinter dem Baum sitzenden Gestalt zugeschleudert. Nun machte er sich die Mittagspause zu Ruhe, um nachzusehen, wer der Eindringling wäre; als er das Mädchen bemerkte, fing er zu schreien an, während er die ausgestreckte Pfeife drohend in der Luft schüttelte:

„Was Teufel hat das Mädel da auf meinem Grund und Boden zu suchen? ... Wußte sie nicht, daß das mein Feld ist? ... He?“

Ganka erhob sich schleimgig.

„Ich geh' schon ... ich habe nicht gewußt. Seien Sie nicht böse.“

„Seien Sie nicht böse, seien Sie nicht böse! ... Das sagt sich leicht: seien Sie nicht böse! Aber ich will böse sein! Donnerwetter! Ich habe das Recht, böse zu sein, auf meinem Grund und Boden, auf meinem Felde. Zur Arbeit sind sie nicht

da, aber zum Herumtreiben, zum Schadensfüten haben Sie Zeit. Wenn ein ordentliches und geschicktes Mädchen wär, würde sie sich nicht auf dem Felde herumzigeunern, sondern sich lieber zum Jäten oder Kartoffelgraben verdingen. ... Ich suche Arbeiter zum Kartoffelgraben, ich zahle gut, und kann keine Arbeiter finden, und die da schläft hinterm Baum. ...“

Er witterte lange in seinem gebrochenen Polnisch, in das er fortwährend deutsche Brocken einfließen ließ.

In Gankas Augen blitzte ein Hoffnungsstrahl auf.

„Ich suche eben Arbeit.“

„So, das ist was andres. Jetzt ist eine Zeit, wo jeder-mann Arbeit sucht. Was Teufel nützen einem alle diese Arbeiter? Jetzt ist Geld teuer, aber Arbeiter sind billig. Was würdest Du für den Tag verlangen?“

„So viel, wie Sie an andre bezahlen.“

„Ich zahl' ...“ Hier wollte er den gewöhnlichen Tageslohn nennen, aber als er die elende Kleidung des Mädchens bemerkte, hielt er sich rechtzeitig zurück und rief: „Ich zahl' vierundzwanzig Groschen“) den Tag, und Kartoffeln, so viel man verzehren kann.“

„Gut, ich will graben.“ beeihte sich Ganka zuzustimmen.

„Und wo ist der Spaten und das Laten?“

„Ich hab' keinen Spaten; auch ein Laten hab' ich nicht.“

„Das ist was andres. Wenn kein Spaten und kein Laten da ist, zahl' ich etwas weniger. Ich gebe zwanzig Groschen und Kartoffel zu Mittag.“

Ganka war resigniert.

„Schon gut! Ich will graben.“

Der Müller Fabich nahm die Pfeife aus dem Mund. Die Willfährigkeit des Mädchens gab ihm zu denken.

„Vielleicht bist Du aber krank? Vielleicht taugst Du nicht zur Arbeit?“

Ganka erschrak. Dunkelrote Flecke bedeckten ihr abgemagertes Gesicht. Sie ließ ein trocknes, erzwungenes Lachen vernehmen.

„Warum sollte ich nicht taugen? Ich bin gesund, ich bin kräftig!“ rief sie, ihre mageren Arme gerade reckend und die ausgedörrten Hände mit einer Art von wilder Energie ausstreckend. „Wenn nötig, kann ich einen Stein zertauen, über die Windmühle hinwegspringen ...“

„Ne, ne, ne!“ wehrte Fabich den Kopf schüttelnd. „Gott bewahre! Wozu die Windmühle? Die Windmühle ist nicht nötig, auch der Stein ist nicht nötig. Aber wenn ich meinen Spaten und mein Laten gebe, muß ich eine Sicherheit haben und muß wissen, wo der Arbeiter wohnt.“

Ganka stockte das Herz.

„Ich habe gar keine Wohnung.“

Sie senkte ihren düstern Blick und schwieg eine Weile. Plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen, sie warf sich dem Müller zu Füßen.

„Mein Herr! Mein lieber, goldener, barmherziger Herr! Nehmt mich zum Kartoffelgraben! Mein Herr! Ich will wie ein Hund bis spät in die Nacht arbeiten, ich will keine Scholle Erde unberührt lassen, ich will für zwei arbeiten, aber rettet mich, nehmt mich! Mein goldener Herr!“

Der Müller trat erstaunt zurück. Das Mädchen brach in lautes Weinen aus.

„Ich finde keine Arbeit, ich finde keinen Verdienst! Ich habe hier keinen Schutz, keinen Freund! ... Komme, was will! Ich will lieber alles gleich herausjagen, und thun Sie mit mir, was Ihnen beliebt. Mich hat man hierher verschickt ...“

„Verschickt?“ rief der Müller, stehen bleibend. „Ach so! Das ist was andres! Ach so!“

Er schmachte mit seinen dicken Lippen und schüttelte den Kopf. Nach einer Weile holte er tief Atem, machte einige Hüge aus der erlöschenden Pfeife und blies ein dünnes Rauchwölkchen hervor, dann sagte er:

„Na, na! ... Das ist was andres. Das ist eine dumme Geschichte mit dieser Verschickerei ... Das ist eine sehr dumme Geschichte ... Aber, wenn es so ist, kann ich so viel nicht zahlen. Wenn es so ist, kann ich nur zehn Groschen den Tag zahlen und Kartoffeln zum Mittagessen. So, so! Und ein Nachtlager muß Du Dir selber suchen, und den

*) 1 Groschen = 1/2 Kopete = 1 Pfennig.

Spaten mit dem Laken mußt Du mir jeden Abend zu Händen abliefern."

Hanka rieb sich die Augen.

"Gut. Ich bin einverstanden. Gott lohn's Ihnen. Lassen Sie mir nur gleich einen Spaten geben."

"Aber wozu denn gleich einen Spaten? Das wäre ja keine Rechnung. Bis zum Abend kommst Du kaum eine Furche abgraben, und ich müßte Dir ja gleich Kartoffeln geben..."

Hanka machte eine entschlossene Handbewegung.

"Also, ich verzichte auf die Kartoffel. Ich werde ohne Mittagessen arbeiten."

"Das ist was andres! Das ist richtig!" sagte Fabich kopfnickend und befahl dem Mädchen, ihm zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Worpsweder Frühlingkunst. *)

Die Veröffentlichungen der „Insel“, dieses jungen Unternehmens der Schriftsteller O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und A. M. Schröder, haben im Aeußern etwas gemeinsam Charakteristisches. Sie folgen dem künstlerischen Grundsatz, die Ausstattung, den Buchschmuck, in ganz intimer Weise in Beziehung zum Inhalt des jeweiligen Buchs zu setzen. Der Stilt des schmückenden Künstlers soll die Wirkung des Geschriebenen vertiefen und erhöhen. Als einer der ersten hat O. J. Bierbaum diesen Grundsatz bereits vor einigen Jahren mit Entschiedenheit verkörpert und in seinem Kalenderbüchlein „Der bunte Vogel“ zu verwirklichen veranlaßt, und der Verlag von Eugen Dieckmann in Leipzig steht an der Spitze derjenigen Verlagsunternehmungen, die eifrig auf gleicher Bahn fortzuschreiten.

Der Verlag der „Insel“, zu dessen geistigen Helfern Bierbaum gehört, hat nun der Durchsührung jenes Grundsatzes ein breites Feld eröffnet, und wenn es einem Künstler giebt, der jenes Princip erfaßt hat, so ist es der Worpsweder Heinrich Vogeler. Er ist allgemein empfänglich für die Anregungen, die von dichterischer Seite gegeben werden. In ganz eigenartiger Weise setzt sich bei ihm das gesprochene und geschriebene Wort in bildnerische Stimmung um, und da er immer wieder aus einer landschaftlichen Quelle schöpft, zeigt er zugleich, wie reich an Einzelzügen ein kleines Stück Natur sein kann. Jedes Stück Natur gleitet täglich durch eine ganze Folge von Stimmungen. Unter den reichen Veränderungen von Licht und Luft gewinnt es fortwährend neues Leben, und Vogeler hat eine schier unerschöpfliche Menge dieser Abwandlungen künstlerisch aufgefangen.

Vogeler ist der am meisten vollständig Schaffende unter den Worpswedern. Er ist Romantiker, aber seine Romantik ist in ihren künstlerischen Mitteln durchaus realistisch. Er ist ganz eins geworden mit der Worpsweder Natur, und indem er für seine künstlerische Betätigung keine Gebietsgrenzen anerkennt, durchstrahlt er alles, was er schaffend berührt, mit dem Licht und Duft, den Formen und Farben des Worpsweder Geländes.

Dem erst kürzlich erschienenen reizvollen Buche mit Zeichnungen, die Vogeler seinen eignen schönsten Versen („Dir“, Verlag der „Insel“) als schönen Schmuck gewidmet hat, folgt nun im gleichen Verlag das Mappenwerk: „An den Frühling“. Es sind Radierungen, die den Künstler abermals als den Meister der Technik offenbaren, als der er bereits bekannt ist. Wir haben hier eine Probe dessen, was Vogeler unter Buchschmuck versteht.

Dem Frühling gilt die Mappe. Wir werfen einen Blick auf den Umschlag, und die Märzstimmung, hervorgezaubert von herblichem Wehen der Lüfte, wagt in uns auf. Wir schreiten in den noch kahlen Raubholzwald oder an einer der knospenüberstrenten dörflichen Heden, wie sie vom Worpsweder Hügel hinab ins Moorwesenland ziehen, entlang; alles trägt noch winterlichen Charakter, aber plötzlich grüßt uns vom Boden her ein grünes Kissen, besät mit weißen weitoffenen Anemonen. Solch einen Blick von oben her hat Vogeler in seiner Umschlagszeichnung festgehalten. Die Stimmung, in die der Inhalt der Mappe versetzen soll, ist mit der Wahl dieses Anemonen-Vorwurfs vorbereitet. Nicht ist der ganze Umschlag gehalten, das hauchartige Grün der Pflanzenkonturen, das elfenbeinfarbene Leder des Mädchens und der Eden, alles deutet einheitlich auf die jungfräulich-schöne Zeit, da alles in der Natur in Form und Farbe so zart ist.

Diese bei dem ersten Blick erweckte Stimmung verstärkt sich durch die Mappe hin von Blatt zu Blatt, wie echtes Frühlingswesen. Wie drängen auf dem harmonisch abgerundeten Titelblatt die zerküßten Knospen des prächtigen krönenden Baumes, der die Schönheit früherer ähnlicher Zeichnungen Vogelers erweiternd atmet, zum Licht! Noch kann der Blick das Ast- und Zweiggewühl durchdringen, aber alles ist bereits voll von werdendem Leben. Ein echter Frühlingbaum! Quellendes Leben erfüllt die Mappe auf allen Blättern. Nichts ist darin starr und tot, so einsam und still das Land und die Leute auch sind, deren Wesen sich hier dem Blick erschließt.

Die Radierungen haben etwas merkwürdig Unmittelbares. Der Stimmungsauber, den sie ausströmen, hängt eng mit der Art, wie der Künstler die Frühlingslandschaft zeigt, zusammen. Er giebt das Einzelne und zugleich ein Ganzes. Da wandelt auf dem ersten Blatt durchs unentwickelte niedere Kraut ein sonntäglich-altväterlich gelleiteter, junger Mann, in dessen Art und Zügen Vogeler selbst unschwer zu erkennen ist. Hoch oben in der wolkenlosen Luft eine Lerche, die wohl die erste sein mag, die sich emporwagt. Sinnend blüht sein Auge empor. Vogeler zeichnete die Gestalt so, daß sie in ganzer Höhe, sich hat gegen die Luft abhebend, über den weiten Horizont der dörflichen Niederung aufragt. Aber gerade dadurch leben wir selbst uns in die herrliche frühe Höhe der lustigen Landschaft ein, gerade dadurch gewinnt sie ihre Höhe, und zwar ihre belebte Höhe. Unwillkürlich identifiziert man sich mit der Gestalt.

Jeden Vogeler auf diesen Blättern den natürlichen Vordergrund zur Hauptsache macht, giebt er uns den Rahmen, durch den wir in der Wirklichkeit stets, wenn auch meist unbewußt beeinflusst, die Landschaft oder die Scene des Hintergrunds zu sehen pflegen. So erreicht er den hohen Grad der Lebendigkeit, der diesen Gaben eigen ist. Da liegen wir in Kraut und Gras und die vollerschlossenen Annel-Blütenaugen, an denen dunkle Bienen hängen, schauen uns aus nächster Nähe staunend ins Gesicht; und über die Blüten hinweg, unter dem an den weißen Wirbelstamm genagelten Querbaum hindurch erblicken wir fern den Bienenstand vor niederem Gehöft. Oder wir sehen durch Blattbüschel eines niederhängenden Zwirges mit weißen Obstblüten oder mit spendenden Kaskadenkürzen auf ein charakteristisches Haus, des Künstlers Gartenhof. Oder ein Storch läßt sich dicht vor uns mit gespreizten Flügeln, während Schnabel und Beine schon herabgesehnt dem Boden zuspüren, auf den überwässerten Uferlauf nieder und gegenüber legt sich das Landschaftsbild im starrenden Nöhrcht, das den Winter überdauerte, und in dem einsamen Gelände fort. Oder ein Stild hoher Fichtenwipfel, auf dessen Seiten zwischen den mit saftfrischen Trieben besetzten Nadelbüscheln flugartig eine Schwarzamsel thront, schauen wir im Gefühl erquickender Freiheit weit hinaus ins lichte buschdurchsetzte Niederland, in dem die charakteristische Mühle ragt, ein Bild, wie er vom Worpsweder Beyerberge aus die Sinne entzückt. Oder wir stehen endlich im Zimmer am Fensterbrett, auf dem der Rosenstock im irdenen Topf blüht, und schauen durch den Spalt der hellen geklärten Gardinen in den Garten hinaus, wo Bauern graben und pflanzen, und fern über den Strohdachstuhl des Bauernhauses hinaus zeichnen sich im Gelände lichte Gerüststreifen ab. So wird alles in die nächste Nähe des Beschauers gerückt, Vordergrund und Hintergrund verschmelzen, indem sie ihre Stimmung einander mitteilen.

Die letzte Radierung, ein typisches Bauernhaus des Worpsweder Landes, in tiefster Abenddämmerung von mächtigen, aufstrebenden Buchenstämmen überragt, zwingt den Beschauer in seine Stimmung hinein; man hat das Gefühl, selbst unter diesem Baumdunkel über den feuchten Grund zu schreiten, und die in dem äußeren, noch düsterer gehaltenen Rahmen leuchtenden Sterne drängen die Empfindung der schnell hereinsinkenden Nacht unwillkürlich auf. Dieses Blatt gehört zu den besten der Mappe. Gleich hoch schätzen wir auch das Anselbild und ein weiteres für Vogelers Gemütsart besonders bezeichnendes Bild ein, das ein Motiv aus dem Märchen vom Froschkönig andeutet und auf dem der bekannte und namentlich in den Zeichnungen Vogelers zur „Verjüngten Glocke“ verwertete anmutige, kindlichzarte Mädchenlopf durch aufgeblähte Weidenstängel über den Bachrand hinabflutet.

In dieser Radierung gelangt der kindliche Zug in Vogelers Wesen so recht innig zum Ausdruck, und wieder kommt die Empfindung über uns, als warte das deutsche Märchen auf seine Mappe aus Vogelers Hand. — Franz Dieckmann.

Kleines Feuilleton.

g. Die großen Gärten. Nach dem Kaffee lehnte sich Herr Behrens in die Sofaecke und nahm die Zeitung. Die Frauen räumten das Kaffeegeräth zusammen. Nachdem sie auch die Hädeldecke wieder über den Tisch gelegt, folgte Bertha der Waise in die Küche. Auf dem gelbgestrichenen Bretterstuhl sitzend, sah sie ih zu: „Es gefallt Euch also doch nicht hier? Eigentlich ist es doch aber ganz hübsch“. Trude Behrens zog ein Gesicht: „Hübsch? — na ja — hübscher allerdings als in der Keibelstraße. Ein modernes Haus und am Auerfürstendamm; aber sonst — na!... Sie blühte sich und schloß die Thür in das Vestibül; erst als sie wieder aufstand, sprach sie weiter: „Jetzt, wo die Sonne vorkommt, geht es ja, im Winter war es kaum auszuhalten vor Kälte. Kommt es Dir ja denken, unten der Keller, rechts ein Hausflur, links ein Hausflur, und dabei müßte man noch alle Augenblicke die Fenster aufreißen. Eben klingelt hier einer und will Bescheid haben, dann geht es wieder am Herrschaftsanfang los. Naß ist es auch noch. Hinter den Betten läuft das Wasser durchsächlich die Wände herunter. Franz wird das Reißen gar nicht mehr los.“

„Ja, Franz sieht schlecht aus.“
„Sieht er auch, und wie soll er nicht? Ich habe dem Wirt gesagt, er möcht' uns die Wohnung in Ordnung bringen lassen, aber was meinst Du? Das ist ihm zu teuer, wenn es uns nicht paßt, könnten wir ja gehen.“

*) An den Frühling. Radierungen von Heinrich Vogeler - Worpswede. (Berlin, Verlag der „Insel“ bei Schuster u. Löffler.) 1899. Preis der Mappe 25 M.

„Und das möchtet Ihr nicht?“
 „Eher heut wie morgen. Aber kann man dem? Was soll man denn anfangen, wo Franz die lahmen Weine hat? Wenigstens sitzen wir doch hier mietefrei, und was man zum Leben braucht, verdient er mit seiner Klebe-Arbeit.“
 „Und leicht hast Du es auch nicht.“
 „Ach nee! Die Arbeit! Alle Woche zweimal die Treppen reinemachen, fünfmal vorn und zweimal hinten, aufwischen und Dedeln bürsten, Fenster putzen und den Messingbeschlag abreiben und dann noch den ganzen Tag auf der Lauer liegen: Klingelt auch keiner, denn Du aufmachen mußt? Und dann das Wohnung-Zeigen! Eben ist man die vier Treppen runter gekommen, dann muß man wieder rauf.“

Sie brach ab und machte sich am Herd zu schaffen, wandte sich aber schon im nächsten Moment mit ausbrechender Festigkeit herum: „Und was hat man für all die Schinderei? Ein elendes Loch, wo man sich den Tod holt; und wenn nicht den Tod, so doch genug fürs Leben. . . Und Du hast es auch nicht am besten.“

„Rein, das hab' ich nicht.“ Die andre seufzte. „Wenn nur unser klein Pieschen erst wieder gesund wäre! Der Doktor sagt, sie soll auch nicht an. Was hast Du überhaupt noch nicht erlebt. Ich werde es Dir mal zeigen. Soll ich? . . . Ja, komm!“ Sie hatte die Küchenschürze an den Miegel gehängt; nun griff sie nach einem Schlüsselbund.

Die Waise erhob sich zögernd: „Aber, aber Du bist müde — die Treppen . . .“
 „Ach, ob ich sie einmal mehr steige oder nicht, darauf kommt es nun auch nicht an. Nach nur, ehe es dunkel wird. Wir gehen über den Herrschaftsaufgang, heut sind sie oben alle ausgefahren, da kann ich es riskieren.“

Langsam stiegen sie die teppichbelegten Marmorstufen empor. Trude Behrens wies auf die glänzende bunte Pracht: „Das Haus hier ist das feinste am ganzen Kurfürstendam. Hier in der ersten Etage wohnt der Witt und in der zweiten ein Kommerzienrat. Die beiden obersten stehen leer, die dritte ist aber schon vermietet, da zieht Oßern ein Fabrikbesitzer ein. Die werde ich Dir zeigen.“

Sie hatte die hohe Flügelthür aufgeschlossen, em weiter geräumiger Korridor nahm sie auf. Trude ging voran. „Siehst Du, hier vorn, das sind die Salons. Vier Zimmer in einer Flucht, und jedes hat einen Balkon, ist das nicht schön?“

Die Waise strich mit der Hand über die farbenprächtige Tapete. „Die sieht sich wie Sammet an.“
 „Ja, das ist eine ganz neue Art, die findet man nur in den feinen Wohnungen. Sieh mal, die Türen hier kann man seitwärts in die Mauer schieben, dann wird aus zwei Stuben eine große, da haben sie Raum, wenn sie tanzen wollen. Und hier ist das Musikzimmer.“ Sie traten in einen kleineren Raum, der ganz im Stil einer Kojenlaube ausgemalt war, während aus den Ecken die Melies bedeutender Musiker heruntergrünzten. Die Waise ging kopfschüttelnd weiter. „Was ist denn das hier?“

„Das Hinterzimmer? Ach das kann man nehmen, wozu man will; die unten haben es als Garderobenzimmer eingerichtet. Die Dame, die hier einzieht, will es, glaube ich, auch dazu nehmen, aber nun kann man nach dem Speisesaal, jetzt gehen wir nach hinten.“

Durch die große Verliesstube traten sie auf einen zweiten Korridor, die Waise wies nach links: „Das sind wohl die Schlafstuben?“ Die andre lachte: „Das? Ach wo! Das liegt nach dem Hof und den Pferdeställen; das ist die Mädchenkammer und die Dienerschaft. Die Schlafzimmer liegen hier nach den Gärten, hast Du es nicht draußen am Meiszettel gelesen, nach großen Gärten?“

Die Angeredete antwortete nicht, sie eilte durch die Zimmerflucht, die sich von neuem vor ihnen aufthat und stieß in dem letzten die Balkontür auf, mit einem Ruf des Entzückens blieb sie auf der Schwelle stehen: „Das ist schön!“

„Ja, das ist noch schöner als die Straße vorn.“ Trude war neben sie getreten: „Wenn es Frühling wird, ist da alles ein Blühen. Ein Springbrunnen ist auch drin. Sieh!“

Aber die andre folgte dem weisenden Finger nicht, sie stand wie im Traum: „Wenn meine Liese da hineinöfnete!“

„Ja, oder mein Mann.“
 „Dürft Ihr denn nicht?“
 „Wir? Ach was denkt Du! Das ist bloß für die Herrschaften. Höchstens mal, wenn ich die Wege seggen muß.“

„Ach so,“ die Waise trat einen Schritt vor und beugte sich über die Balkonbrüstung, Trude sagte ihren Arm: „Rein, nein, thu das nicht, man könnte uns sehen.“

Aber die andre kam nicht, sie stand noch immer und sah über die großen Gärten fort, und während sie nachdenklich ins Leere blickte, sagte sie: „Eigentlich ist das ganze Leben bloß für Herrschaften da.“

„Eigentlich ja.“
 „Sie haben alles, was sie wünschen können. Sie wohnen in den schönen Wohnungen, an den großen Gärten, wir können nie hinein.“

„Ja, ich habe auch schon manchmal gedacht, es sollte überhaupt bloß Herrschaften geben. Wozu sind wir noch da?“

„Um die Wege zu seggen, Trude.“

„Ja, um die Wege zu seggen.“

Und als sah sie plötzlich ein Grauen, schlugen sie die Balkontür zu und führten durch die leere Wohnung nach dem Ausgang: —

— **Erinnerungen an Thaderay und Dickens.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus London geschrieben: In einem kürzlich veröffentlichten autobiographischen Werk giebt der als Theaterdirektor bekannt gewordene John Hollingshead einige Erinnerungen an Charles Dickens und William M. Thaderay zum besten. Hollingshead war seiner Zeit Mitarbeiter dieser beiden Schriftsteller und half Thaderay, als dieser „Cornhill Magazine“ herausgab. Seinen damaligen Chef schildert er folgendermaßen: „Thaderay war weder stolz, noch aufgeblasen. Er schämte sich nicht, auf einem Omnibus zu fahren, und zwar am liebsten auf dem Sitz neben dem Kutscher. Oft habe ich ihn durch Regentstreet fahren sehen; eins seiner Beine hing weit über den Tritt hinab. Der Mann aus dem Volk kannte ihn nicht so gut wie Charles Dickens, er war nicht populär und verschwand in der Menge wie jeder andre gut gekleidete Gentleman.“ Im Jahre 1862 spazierte Hollingshead neben Thaderay durch die internationale Ausstellung, als sie Benjamin Disraeli begegneten. Die beiden Männer schauten einander an, ohne ein Erkennungszeichen zu geben. Thaderay hatte im „Punch“ Disraelis Roman „Conningsby“ als „Collingsby“ verspottet, was den Staatsmann so beleidigte, daß er Thaderay ignorierte. Als Redakteur war Thaderay ein herzenguter, freundlicher und zugänglicher Mann. Dickens hatte als Redakteur Artikel gern, die seltsame Fügung des Lebens schilderten, und Hollingshead wurde damit beauftragt, ihm dergleichen Schilderungen zu liefern. Charles Dickens pflegte seine schriftstellerische Arbeit zwischen 10 Uhr morgens und 2 Uhr nachmittags zu verrichten; dann unternahm er seine weiten einsamen Spaziergänge von 20 englischen Meilen, in dem Wahn, daß anstrengende geistige Arbeit durch ebenso anstrengende körperliche Uebung ausgeglichen werden müsse. Hollingshead ist der Ansicht, daß Dickens mit seinen Gewaltmärschen seine Gesundheit ruinierte. In den fünfziger Jahren war Dickens' Lieblingswohnsitz Gads Hill, in der Nähe von Rochester in Kent, auf der Landstraße nach Dover, ungefähr 28 englische Meilen vom Strand entfernt. Oft marschierte er nachmittags über Waterloo Brücke erhobenen Hauptes, wie ein Distanzläufer, und kam spät am Abend todmüde auf seinem Landsitz an. Sein Geschmack in Bezug auf Kleidung war nicht sehr gut; er liebte schreiende Farben. Er konnte sich nicht ganz von den Uebertreibungen seiner Jugendzeit losmachen, als der Dandy D'Orsay in der Männermode der Zeit angab. In seinem Hause trug er einen seltsamen Gesellschaftsang: schwarze Beinleider, Lederschuhe, weiße Halsbinde, Weste von grünem Plüsch und schwarze Sammetjade. Er war sich seiner gebildeten Stellung in der Litteratur wohl bewußt und las in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens keine Besprechungen seiner Werke mehr. Er wußte, daß er seine Gruft in der Westminster-Abtei verdient hatte. —

— **„Theekessel.“** Ueber „Theekessel“ als Schellwort findet sich in der „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten“ eine Studie von O. Weise, in der folgendes angeführt wird: Die Wendung, „das ist ein Theekessel“, d. h. ein Tölpel, ist nicht nur im Volksmund in Deutschland gebräuchlich, sondern hat auch in der Litteratur Eingang gefunden. Jakob Lenz, der Jugendfreund Goethes, sagt in seinem Drama „Der Hofmeister“: „Ein Mann, der es gegen ein Frauenzimmer so weit treibt, ist entweder ein Theekessel oder ein Döselwicht.“ In vielen Sprachen finden sich Belege dafür, daß ein hohler Kopf als ein leeres Gefäß bezeichnet wird. Im Französischen giebt es eine Redensart bête comme un cruche, auch wird das Wort coquemar (Topf, Kessel) in gleichem Sinn gebraucht. Kessel allein bezeichnet außerdem noch einen Ofenhoder, Stubenhoder, daher namentlich häufig einen Lehrer, nur ist es fraglich, ob bei dieser Bedeutung von Kessel auch der Gedanke an die Hohlheit des Kopfes vorgeschwebt hat oder etwa eine ähnliche Vorstellung, wie sie in der Schilderung von Goethes Faust mit den Worten ausgesprochen ist: „Mir wird von alle dem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.“ Dann würde das Wirbeln des kochenden Wassers im Kessel dem Herumwirbeln der Gedanken im Kopf entsprechen. —

Vollskunde.

— Ueber den Wachholder sprach Elisabeth Lemke in der letzten Sitzung des Berliner „Vereins für Volkssunde“. Wie wir einem Bericht der „Voss. Ztg.“ entnehmen, zählte sie einleitend die bekanntesten und bedeutungsvollsten Namen dieser Pflanze auf (Blüthholder, Manichandel, Kranewitt, Raddick, Feuerbaum u. a. m.) und gab deren Erklärung. Die immergrüne Farbe, die fast allen Gefahren trotende Kraft und Lebensfähigkeit, sowie die außerordentliche Heilkraft des Wachholders haben ihn von jeher in unzählige Beziehungen zu Kunst, Sage und Brauch gebracht. Eingehend schilderte die Vortragende die Benützung von Beeren, Harz und Holz beim Räuchern, so bei Andachten, Leidenbegängnissen, Krankheiten, abergläubigen Handlungen, Festlichkeiten usw. Unsprünghch sollten wohl die wohlriechenden Harze und Beeren den üblen Geruch des verjahten Fettes bei Brandopfern mildern. Dieser Gebrauch dehnte sich schließlich dahin aus, daß das Verbrennen des

Harzes an die Stelle des ganzen Brandopfers trat. Eine gleiche Schätzung erfuhr der grüne Wachholder. Seine Zweige wurden von jeher und werden noch heute, gleich den Zweigen anderer grüner Gewächse oder denen jungbelaubter Bäume, als „Lebensrute“ benützt; der Schlag mit solchen Zweigen zielt auf Wiederbelebung schlummernder Kräfte, so in der Osterzeit, im Mai, zu Weihnachten. Dem in ganz Süddeutschland und einem Teile Ostreichs gebühlichen „Pfeffern“, d. h. Schlägen, steht das in Norddeutschland übliche „Schmadoßtern“ gegenüber. Bei beiden Bräuten muß der Gesäßlagene ein Geschenk geben, im Süden Honigkuchen (Pfefferkuchen, Zebzelen), im Norden Eier. Auch Tiere und Obstbäume werden geschlagen. Weiter erwähnte Vortragen der merkwürdigen Vereinnigung in Namen und Brauch bei Wachholder und Eberesche, sowie der Beziehungen des Wachholders zum Lebensbaum (Thuja), dem Sadebaum (Juniperus Sabina) und der ihm verwandten, auf Gräbern anzutreffenden Cypressen, sodann das Ausschmücken der Wohnung, der Kirche usw. Der Wachholder gilt als Aufenthaltort von Fabelwesen und Menschenseelen, man glaubt an Spuk, d. h. Gelächter, Musik und Licht bei den Wachholderbäumen, (in Norwegen). Marleneken (im Grimniches Märchen) sah Feuer auf dem Nachandelbaum. Aber diesen erdichteten Eigenschaften stehen thatsächliche zur Seite: die Heil- und Wirkkraft des Wachholders, die seine Anwendung in der Apotheke, in Haus und Küche, beim Bierbrauen und dem Anfeigen von Schnäpsen sichern, ferner die Verarbeitbarkeit des Holzes in der Drechslerei und Tischlerei, für Peitschenstiele, Wanderstäbe, Futterleihen, Säme etc. Natürlich hat sich auch der Volkshumor der mit so eigenartigen Vorzügen bedachten Pflanze bemächtigt. Die Dänen sagen: „Unsre gesamten Wünsche können nur dann in Erfüllung gehen, wenn alle Wachholderbeeren zu gleicher Zeit reif werden.“ Das ist aber nicht möglich; denn die Wachholderbeere braucht zwei bis drei Jahre, um völlig reif zu werden. —

Aus dem Tierleben.

— Von abgerichteten Vögeln erzählt Krohn in der Wochenchrift „Merkur“: Jeder wird aus eigener Wahrnehmung sich irgend eines Vogels erinnern, einer Dohle, Krähe oder Eule, der, an eine Häuslichkeit gewöhnt, frei ein- und ausging, in Eintracht mit andern Hofvögeln lebte und selbst mit Hund und Katze auf kameradschaftlichem Fuße stand. Nun ist es zwar weniger sonderbar, daß Tiere diejenigen Plätze kennen lernen, welche ein schlingendes Dach überspannt oder die Orte, an denen die fürsorgende Hand Futter streute, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht außerdem eine eigentümliche Anhänglichkeit sie an lange benutzte Wohnorte zurückführt und daß sie sich hier thatsächlich wohler und glücklicher fühlen als anderswo. Sie lernen die Stimme ihres Pflegers, beobachten aufmerksam dessen Verhalten, lassen sich auf Hand oder Schulter nieder, sind zum Spielen aufgelegt und für Liebesungen und Schmeicheleien empfänglich, alles in unverkennbarem Abhängigkeitsgefühl und unter dem Eindruck der Dressur. In den meisten Fällen dient die Abrihtung der Vögel nur der Spielerei und der Unterhaltung, denn andres läßt sich aus dem Treiben der gelehrten Gänse, Papageien und sonstigen Vögel, welche in den heuligen Schaubuden und Spezialitätentheatern den Parademarsch anführen, seitlangen, Karren schieben oder Pistolen abfeuern, thatsächlich nicht entnehmen. Selbst im Sprechlehren ist lediglich eine Spielerei-Ansüßung zu erblicken. Für das Sprechen eignen sich besonders die Krähenvögel und der Star. Mit Leichtigkeit, wobei allerdings die Ausdauer nicht außer Acht gesetzt werden darf, ist es möglich, diese Vögel zum Nachplappern einiger Worte und kurzer Sätze zu bewegen und zwar ohne daß ihnen vorher die Zunge gelöst wird. Durch das Zungelösen, welches übrigens wohl kaum ein Mensch ansüßhet und weiter nichts ist als eine gedankenlos nachgeplanderte bornierte Aufsicht, würde man den Vogel einfach zu Grunde richten. Ganz besonders lernen die Papageien und unter diesen der dieserhalb auch vorzugsweise gealtene Granpapagei, das Sprechen, d. h. die dem Munde nach deutliche Wiedergabe nicht allein einzelner Wörter, sondern sogar ganzer und komplizierter Sätze. Ein Papagei, der „Guten Morgen“ oder „Gora Zuder haben“ sagen kann, ist nur ein eiderer Stümper. Au einen intelligenten Vogel stellt man ganz andre Ansprüche, solche, welche 60 Worte recitieren, sind keine Seltenheit. Einige Tiere verfügen sogar über einen ganz fabelhaft klingenden Wortschatz, dessen Umfang an 200 Worte betragen kann. Niemand wird glauben, daß ein Papagai, der einen Onkel oder ein andres wichtiges Mitglied der Familie, in welcher er Aufenthalt hat, hochleben läßt und seinen Anruf mit dem üblichen „eins, zwei, drei, hurra“ bekräftigt, sich auch wirklich etwas dabei denkt, dagegen aber kann nicht bezweifelt werden, daß er manche Anrufe, wie z. B. „Zuder“, „Stöpschen kranen“ etc. etc., seiner Vorstellung unterordnet, die in der That das Richtige trifft. Manche kleine Vögel, darunter besonders unser einheimischer Dompfaff, lernen zwar nicht Sprechen, dagegen aber das Pfeifen und sind zuweilen echte Künstler im Wiedergeben von Melodien, die ihnen häufig vorgepiffen wurden. Auch sprechende, das heißt einige Worte sagende Kanarienvögel sind bekannt geworden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Der winterharte Citronenbaum aus Japan. Die in unsrem Haushalt so vielfach verwendeten Früchte des

Citronenbaums müssen bekanntlich aus südlichen Ländern bezogen werden, da diese Pflanze in unsrem nördlichen Klima nicht gedeiht. Erst in neuerer Zeit hat man herausgefunden, daß eine in Japan heimische Citronenart selbst strenge Winter mit Kälte-temperaturen von über 20 Grad Reaumur ohne Bedeckung im Freien aushält und auch in kälteren Ländern mit Erfolg im Freien gezogen werden kann. Die ersten Anbauversuche mit diesem winterharten Citronenbaum wurden im nördlichen Amerika gemacht. Professor Massey berichtete damals in der Zeitschrift „Orchard and Garden“, daß selbst ganz kleine Exemplare, die er zwischen die Hügel von Nordmarland pflanzte, sehr gut gediehen und später auch Früchte getragen haben, trotzdem sie im Winter ohne jeglichen Schutz einer andauernden Kälte von 18 Grad Fahrenheit unter Null (mehr als 20 Grad Kälte nach unserm Reaumur-Thermometer) ausgesetzt waren. Jetzt werden diese Citronenbäume dort drüben schon sehr viel zur Ausschmückung der Gärten verwendet und jedenfalls auch als Kulturpflanze zum Massenbau einmal eine große Rolle spielen, wenn die in neuerer Zeit vom Ackerbau-Ministerium der Vereinigten Staaten angestellten Versuche, durch Befruchtung dieser winterharten Citrone mit andern Orangearten, auch von letzteren, besonders der Apfelsine, winterharte Rassen zu erzielen, ein günstiges Resultat ergeben. Auch in Deutschland versucht man jetzt, diese winterharte Citrone einzuführen. Einer gärtnerischen Exportfirma ist es im vorigen Herbst gelungen, eine große Anzahl solcher Citronenbäume aus Japan zu importieren; dieselben haben sich auch hier in Deutschland als vollständig winterhart erwiesen. — (Mutter Erde.)

Humoristisches.

— Sie weiß es doch. Vater (zur Tochter): „Du solltest nur das ewige Nadeln lassen und Dich etwas mehr um die Küche kümmern; ich glaube, Du weißt noch nicht einmal, woraus Brot gebaden wird!“

Tochter: „Oho! Brot ist ein Mehlteig, der durch Bildung von Alkohol, Milch und Essigsäure einen eigentümlichen Geschmack erhalten hat, durch die erzeugte Kohlensäure aufgeschwemmt ist und durch schnelle Erhitzung einerseits von dem überschüssigen Wasser und Alkohol befreit ist, während andererseits in dem Gemenge von Klebstoffen und Stärkekummi die ersteren einweißartig geronnen sind und auch der letztere eine Mäßigung erfahren hat, welche den Wohlgeschmack des Brotes wesentlich bedingt.“

— Immer beim Sach. A.: „Nennen Sie das Fräulein Schälze?“

Oberförster: „Gewiß, das Mädel ist sehr hochstämmig und von Inorrigem Charakter!“

— Auch eine Kritik. „Also Mama hat Dich auch in die Gemäldegalerie mitgenommen — wie war's denn dort?“

Lieschen: „O, beinahe so schön, wie unsre Aufsichtskarten-Sammlung!“

(Meggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Matkowsky und Fel. Poppe wurden zu „königlichen Hofhauspielern“ ernannt. —

— Vogl, der bekannte Wagnerfänger, der seit 1865 Opernfänger in München ist, will, nach dem „B. B. C.“, in den Ruhestand treten. Er ist 55 Jahre alt, hielt also für einen Tenor lange aus. Er will nur noch Landwirt und Spiritusbrenner sein und sein Musikgut Deigstuth bei Starnberg bewirtschaften. —

— Oberbairischen Vätern zufolge beabsichtigt die Stadtverwaltung in Königshütte, infolge einer vom Minister des Innern erlassenen Verfügung, eine Verbesserung der Theaterverhältnisse dadurch anzustreben, daß sie eine Vereinigung der Städte Veitsh, Gleiwitz, Ratibowitz und Königshütte zu einem Theaterbezirk anregt. Der Zuschuß, den jede der vier Städte zu leisten haben soll, würde etwa fünftausend Mark betragen. Die Theatergesellschaft müßte nach zu treffenden Vereinbarungen in den vier Städten abwechselnd spielen. —

c. Richard Strauß, der Kapellmeister der Berliner Oper, wird, wie Pariser Blätter melden, das nächste Lamoureux-Konzert am 4. März dirigieren. Das Programm des Konzerts enthält die Ouvertüre zum „König Lear“ von Verdi, die C-moll-Sinfonie von Beethoven und des Dirigenten sinfonische Dichtung „Ein Heldenleben“. —

— Der Direktor der Brüsseler Kunstakademie Vanderstappen veranstaltet zweimal im Monat für seine Akademiker literarische Vorträge, für die er die hervorragendsten belgischen Dichter und Schriftsteller gewonnen hat. Emile Verhaeren, Camille Lemonnier und George Choudt machen den Anfang. —

— Gabriele d'Annunzio will in einer Reihe heroischer Epifoden die Geschichte des italienischen Volks „von der Landung des Aeneas bis zur Belagerung von Macallé“ besingen. —